

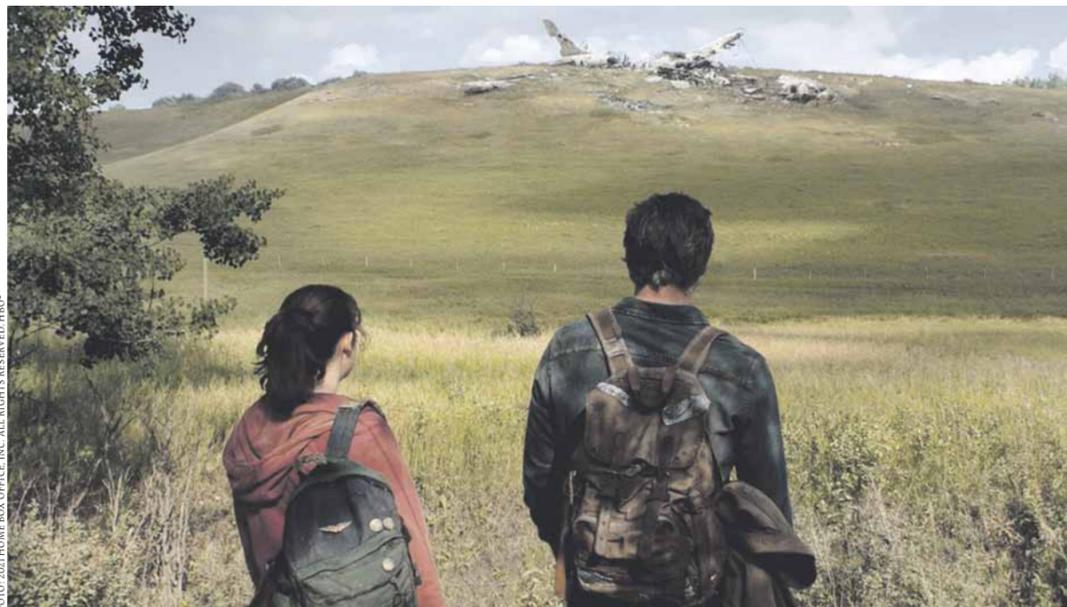
Sozialismus und Barbarei

Kultur **In vielen jüngeren Weltuntergangsfilmen ist die letzte Hoffnung eine linke Utopie - why?**

Von Matthias Merkur

Mit der Hoffnung ist es so eine Sache. Meiner Meinung nach sollten Linke sich eher davon fernhalten, zumindest als Antrieb ihrer politischen Aktivitäten. Nichts ist auf die Dauer lächerlicher als linkes Hoffnungshopping, während es insgesamt nur bergab geht. Nach ein paar enttäuschten Hoffnungen zu viel wird auch gern mal nach rechts oder ins Private abgelenkt. Andererseits: Ganz ohne Hoffnung ist es auf die Dauer auch schwierig.

Was tun? In meiner letzten Krankheitsepisode habe ich mich ganz der Düsternis hingegeben und Apokalypse-Serien gebügel, passt ja gut in die Zeit. Erstmal »Fallout«, die neue Serienvorfilmung eines Computerspiels, bei dem es grob gesagt darum geht, sich in einer mittelfernen Zukunft, etwa 200 Jahre nach der nuklearen Apokalypse, durch das Wasteland an der Erdoberfläche zu ballern. Die Serie interpretiert das Spiel eher frei und greift vor allem die zentralen Elemente der Spielwelt auf, in der Bunkerbewohner*innen, die Nachfahren der Reichen aus der prä-nuklearen Zeit, sich in der gewalttätigen Welt da oben zurechtfinden müssen. Sie treffen auf brutale Räuberbanden, einen bizarren Ritterorden und eine Art Untoten-Spezies, alles im 50er-Jahre-Look, bunt und überdreht, die Postapokalypse für Hipster quasi. War nett.



Selten friedliche Szene aus der Serie »The Last of us«, die bei Sky gestreamt werden kann.

Zweite Station: »The Last of Us«. Bereits letztes Jahr erschienen, wurde hier ebenfalls ein Ego-Shooter verfilmt, der selbst schon für seine cineastische Qualität gelobt worden war. Schön düster spielt das Ganze in einer Welt, in der die meisten Menschen von einer Pilz-Pandemie in grauenvolle Zombies verwandelt wurden, die nun die Überlebenden, die in durchmilitarisierten Enklaven ausharren, jagen. Auch hier weiß man nie, wer die schlimmeren Gegner*innen sind: die Zombies, die fieseren Militärs oder die zunächst antiautoritären Widerständler*innen, die immer

skrupelloser agieren und sich schnell in neue Gewaltherrscher verwandeln können. Diese Welt durchstreift das aus Film und Fernsehen bekannte Gespann aus pubertierendem Mädchen und wortkarem Brummbär, der die meisten Hindernisse mit brachialer Gewalt aus dem Weg räumt.

Als letztes Werk in meiner Katastrophen-Trilogie habe ich, kaum wieder gesund, dann »Civil War« im Kino geschaut. Was soll man sagen: ein Roadmovie/Kriegsporno/Bildungsroman, bei dem ein Trupp zynischer Journalist*innen durch die in Gewalt versinkenden USA

reist, um noch ein letztes Foto, ein letztes Interview mit dem stürzenden Präsidenten zu machen. Im Anschluss weiß man nicht, ob der Film nur zynisches Formexperiment ist oder der endgültige Abgesang auf den Journalismus. Ein gelungener Abschluss meines Weltuntergangsmontags.

Was bei all diesen Auseinandersetzungen mit der Welt am oder jenseits des Abgrunds auffällt: Die einzigen Orte, die Hoffnung versprechen, sind kommunistisch. Bei »Fallout« ist eine leider weggenukte sozialistische Stadtrepublik Fluchtpunkt und Antrieb für viele Figuren. Bei »The Last of Us« ist der einzige funktionierende Ort eine kommunistische Kommune mitten in Wyoming. Ok, bei »Civil War« gibt es keine linke Utopie als Sehnsuchtsort, aber im Film finden sich immerhin Verweise auf zumindest nominell linke Akteure: die Portland Maoists zum Beispiel, die den Präsidenten bekämpfen.

Was hat das alles zu bedeuten? Warum tauchen in den zerfallenden US-Filmwelten plötzlich – und meistens positiv – kommunistische Bezüge auf? Ist da vielleicht doch noch Hoffnung auf eine bessere, sozialistische Gesellschaft im Umlauf? Oder schlägt sich hier lediglich der zarte Aufschwung linker Ideen in den USA als Zitat nieder – oder die Langleweiligkeit über den blanken Zynismus früherer Endzeitfilme? Oder: Weiß Hollywood mehr, und lässt sich die freie Assoziation der Produzent*innen erst nach dem gewaltvollen Kollaps des Kapitalismus verwirklichen?

Vielleicht bieten kommende Serienprodukte ja Antworten auf diese spannenden Fragen. ●

Matthias Merkur lebt in Berlin und meint, die Zukunft der Linken steht in den Sternen.

aufgeblättert

USA von unten

Mit Percival Everetts »James« und Barbara Kingsolvers »Demon Copperhead« stehen derzeit gleich zwei Romane auf Bestsellerlisten, die sogenannte Klassiker der Weltliteratur neu formulieren. Während Everett Mark Twains »The Adventures of Huckleberry Finn« in der Zeit des Originals belässt, jedoch die Perspektive verändert und die Geschichte aus Sicht des Sklaven Jim radikal neu erzählt, belässt es Kingsolver mit ihrer Bearbeitung von Charles Dickens' »David Copperfield« umgekehrt bei der Perspektive des Originals, holt die Geschichte aber in die Gegenwart der USA. Sie spielt in den 1990er- und Nullerjahren in den Appalachen, wo die bis heute anhaltende US-Opioidkrise ihren verheerenden Lauf nimmt. Demon, Ich-Erzähler des Romans, verliert seine Mutter an OxyContin – eines der ersten Opfer einer Epidemie, die zu diesem Zeitpunkt noch gar keine ist. Wie sie sich ausbreitet und wütet, das entfaltet der Roman unaufdringlich, fast beiläufig. Im Vordergrund stehen die Region und ihre Bewohner*innen, (frühere) Berg- und Landarbeiter*innen, Hillbillies und Rednecks, die anderswo im Land verachtet werden. Damon gerät als in Armut aufgewachsenes Waisenkind immerzu in Bedrängnis; ganz ausweglos aber ist seine Lage nie. Davor bewahren ihn eine enorme Resilienz und Menschen, denen er vertrauen kann. Nicht das einzige, was Kingsolver mit Everetts Roman verbindet. Zusammen ergeben sie übrigens eine hervorragende Einstimmung auf das US-Wahljahr.

Nelli Tügel

Barbara Kingsolver: *Demon Copperhead*. DTV, München 2024. 864 Seiten, 26 EUR.

Kolonialer Kick

Ronny Blaschke ist als kritischer Fußballjournalist bekannt. Sein neuestes Werk heißt »Spielfeld der Herrenmenschen. Kolonialismus und Rassismus im Fußball«. Blaschke holt weit aus: von rassistischen Beleidigungen in Stadien geht es über die Black-Lives-Matter-Bewegung zur Geschichte der Sklaverei. Der rote Faden: »Die globale Verbreitung des Fußballs wäre ohne den Kolonialismus undenkbar gewesen.« Die Auswahl der Länder, aus denen Blaschke berichtet, erscheint etwas willkürlich, doch lässt sich für ein Buch nicht die ganze Welt bereisen. Besonders wertvoll sind die Kapitel, die sich ansonsten wenig beleuchteten Themen widmen, etwa Fußball und Kolonialgeschichte in Indien oder Namibia. Es ist ein Verdienst Blaschkes, nicht-weiße Fußballpionier*innen in Deutschland in Erinnerung zu rufen, bekannte wie Erwin Kostedde ebenso wie weniger bekannte, etwa Shary Reeves. Anhand des Beispiels der Kick-It-Out-Initiative in Großbritannien illustriert Blaschke, wie antirassistische Kampagnen kompromittiert werden, wenn sie Fußballverbänden zu nahe kommen. Als im Jahr 2011 der damalige englische Teamkapitän John Terry einen Gegenspieler rassistisch beleidigte, reagierte Kick It Out erstaunlich zurückhaltend. Des erhobenen Zeigefingers hätte es in Blaschkes Buch vielleicht etwas weniger bedurft, die Reportagen sprechen für sich selbst. An der Absicht des Buches gibt es freilich nichts zu rütteln; mit eigenem Hashtag: #DecolonizeFootball.

Gabriel Kuhn

Ronny Blaschke: *Spielfeld der Herrenmenschen. Kolonialismus und Rassismus im Fußball*. Verlag Die Werkstatt, Bielefeld 2024. 256 Seiten, 22 EUR.

Bruderland

»Echos der Bruderländer. Was ist der Preis der Erinnerung und wie hoch die Kosten der Amnesie? Oder: Visionen und Illusionen anti-imperialistischer Solidarität«, heißt der etwas sperrige Titel eines neuen Readers, herausgegeben vom Haus der Kulturen der Welt in Berlin. Erschienen ist das Buch im Rahmen der gleichnamigen Ausstellung, die bis zum Mai dieses Jahres in Berlin zu sehen ist und die die Beziehungen sozialistischer Staaten zur DDR thematisiert. Der Reader steht jedoch für sich und beinhaltet überwiegend Interviews mit Aktivist*innen, Forscher*innen und Künstler*innen, viele von ihnen Zeitzeug*innen, die die internationalistische Politik der DDR und ihre Folgen bis in die Gegenwart kritisch unter die Lupe nehmen. Weil die Menschen aus unterschiedlichsten Gründen in die DDR kamen, greift der Reader dementsprechend thematisch diverse Themen auf – von der Ernüchterung der Vertragsarbeit bis hin zur Freiheit im politischen Exil. Was die unterschiedlichen Biografien verbindet, ist, dass die Protagonist*innen dem »Internationalismus von oben« (ak 685) einen eigenen, wenn auch fragmentierten Internationalismus »von unten« entgegenhalten. Denn um sich für ihre Belange im reglementierten Leben einzusetzen, mussten oftmals kreative Wege her, diese Regeln zu unterwandern. Zusammen mit den Bildern aus dem Alltag – von offiziell organisierten Begegnungen bis zu privaten Glücksmomenten, liefert der Reader einen guten Rundumblick über ein Stück DDR-Geschichte, das bis heute zu wenig Aufmerksamkeit bekommt.

Paul Dziedzic

Haus der Kulturen der Welt & Archive Books: *Echos der Bruderländer – Reader*. Berlin, 2023. 224 Seiten, 17 EUR.

Brennglas Pandemie

»Sie müssen sich ziemlich wundern, in was für einem Kaff sie hier gelandet sind.« In der brandenburgischen Provinz lernen an einer privaten Hochschule Studierende aus dem Globalen Süden. In Daniel Bendix' Debütroman »Hotel Castoria« verschlägt es in dieses beschauliche Dorf ohne Handynetz, umgeben von Seen und Feldern, auch einen jungen deutschen Dozenten der internationalen Beziehungen für eine neue Stelle. Er beginnt ein skizzenhaftes und atmosphärisches Tagebuch. Mit Erstaunen über die skurrile Welt, in die er da geraten ist, führt uns Bendix' Protagonist durch das scheinbar harmonische Zusammenleben, inklusive wöchentlicher »Andacht im Schatten des Kreuzes« an der christlich ausgerichteten Universität. Dass die Harmonie Risse hat, merkt er, als er allmählich die Perspektive seiner Schützlinge auf das Leben in Deutschland sowie die miesen Arbeitsbedingungen ihrer Nebenjobs kennenlernt. Währenddessen hält die Pandemie Einzug. Bendix, selbst Sozialwissenschaftler, hat mit seiner Erzählung, in der koloniale Verhältnisse, neoliberale Ausbeutung und deutsche Hochschule aufeinander prallen, eine Art ethnografischen Roman vorgelegt. Eindrücklich sind besonders die Passagen, in denen die Studierenden in Form von eingereichten Praktikumsberichten schildern, wie sie ihre Arbeit bei McDonald's, im Altersheim oder in der Fleischfabrik erleben und welche globalen Bezüge sie darin finden. So teilen sie mit ihrem Dozenten, aber auch mit uns Leser*innen, worüber sie sich in Deutschland kräftig wundern. Ein kurzweiliger, aber dennoch nachdenklicher Roman.

Lore Graf

Daniel Bendix: *Hotel Castoria*. Klak Verlag, Berlin 2024. 192 Seiten, 20 EUR.

